

(Nachdruck verboten.)

## 73] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Und ich erkläre,“ fügte Florian Geyer hinzu, indem er seine heldische Gestalt hoch aufrichtete, „wer in dieser Noth die Brüder verläßt, der ist ein Verräther an unserer eigenen Freiheit. Er gehört vor das Malefizgericht des Heeres, auf daß ihm das Spießrecht werde wie den Verräthern zu Weinsberg.“

Ein Murren erhob sich, Götz warf einen eigenthümlichen, fast betrocknen Blick auf ihn und rief: „Ja, Weinsberg! Just deshalb komm' ich. Der Truchseß hat die blutige That gerochen, Weinsberg ist nicht mehr. Seine Reifige haben die Stadt, aus der die Männer geflüchtet waren, umzingelt, Greife, Weiber und Kinder gewalttham herausgeschleppt und den Ort an drei Ecken zugleich angezündet. Ein eilender Bote aus dem Thal hat mirs heut gegen Tag vermeld't. Bis auf zehn Hänlein hat das Feuer die Stadt vernichtet mit allem Hab und Gut, Wein, Frucht und Vieh, so darinnen war. Die Weinsberger haben von ihrem Eigenthum nicht das geringste retten, die Kriegsknechte nicht plündern dürfen. Und während die Flammen bei dem Jammergeheul der Unglücklichen sich gierig volltranken, ist ausgerufen worden, daß die Stadt nie wieder aufgebaut werden dürfe, sondern sammt dem Schlosse öd' liegen solle für alle Zeiten. Alle Nutzungen auf den umliegenden Feldern seien jetzt Eigenthum des Kammergutes; dazu ein unersehntliches Geld für die Wittve des Grafen von Helfenstein und das Söhnlein. Wie Weinsberg, so ist vordem Bödingen von der Erd' weggebrannt worden, weil es die Heimath Zäcklein Rohrbach's war.“

Das Entsetzen machte die Versammelten stumm. Es brach jeden Widerstand gegen Florian Geyer's Plan, der nun einstimmig angenommen wurde. Jetzt wurden die Beurlaubten zurückberufen, Werber ausgesendet, die verbrüdereten Gemeinden zur Kriegsbereitschaft aufgemahnt. Den Grafen von Hohenlohe wurde geschrieben, die westlich gelegenen Städtelein und Burgen ohne Zeitverlust in vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen, und an den Rath von Rothenburg erging der strenge Befehl, das feste Haus von Haldenbergstedten zu zerstören, auch wurde er um eine weitere Sendung von Pulver und Kugeln ersucht.

Götz von Berkingen und Jörg Meßler brachen in der nächsten Morgenröthe mit den Odenwäldern und Neckarthalern, 8000 Mann stark, nach Krautheim auf. Die Nachschübe sollten rechtzeitig folgen. Florian Geyer versprach dem Kanzler, der das Evangelische Heer begleitete, daß er auf das erste Wort von ihm zum Zuzuge mit seiner Schwarzen Schaar bereit sein würde. Die schwarze Hofmannin schloß sich ihren Landstenten nicht an. Sie wollte in Heidingsfeld ausharren, bis das Schicksal des Marienberges besiegelt wäre.

Inzwischen hatten je zwölf Pferde die Kartäunen auf den Nikolaus geschleppt, und auf dem Tell waren von den Würzburgern zwei Schanzen aufgeworfen, auch Bergleute von ihnen angenommen worden, um die Mienen, welche das Schloß in die Luft sprengen sollten, kunstgerecht in den steilen Fels oberhalb St. Burkhard zu treiben. Der Büchsenmeister, Hans Bußler, eröffnete das Feuer. Unaufhörlich krachte, dröhnte, brüllte und donnerte es auf dem Nikolausberge, aus den Tellischanzen und von den Mauern und Thürmen Würzburgs. Die Belagerten schonten ihr Pulver, hatten aber auf den Haserboden des Schlosses eine Kanone gewunden und feuerten von dort oben mit schrecklicher Wirkung in die beiden Schanzen, ohne jedoch die Würzburger daraus vertreiben zu können. Die Rothenburger Stücke entsprachen den Erwartungen nicht, weil der Gipfel des Nikolausberges niedriger lag, als das Schloß. Man ließ deshalb den Rothgießer Schiller aus Rothenburg kommen, um eine Kanone, der keine Mauer zu widerstehen vermöchte, anzufertigen. Der geschickte Mann machte sich auch sogleich an die Arbeit, allein die Ereignisse überholten ihn.

Die Batterien auf dem Klusberge fügten jedoch durch ihre gut gezielten Schüsse den Bischöflichen manchen Schaden zu und eines Tages warfen die beiden schwereren Stücke ein ganzes Eck des Schlosses ein. Darob großer Jubel in Würzburg, wo im Grünen Baum wieder Listen für die freiwilligen Stürmer ausgelegt wurden. Glücklicherweise waren die Erimmerungen an die Schreckensnacht des 15. Mai wirkungsvoller, als die Vorstellungen Florian Geyer's und Köhl's, daß es ein unvorsehlicher Leichtsin wäre, jetzt, wo für den bevorstehenden Kampf kein Mann entbehrt werden könnte, wer weiß wie viel Menschenleben zu opfern, da überdies das von jedem Entsatz abgechnittene Schloß den Würzburgern als reise Frucht von selbst in den Schoß fallen mußte. Es fanden sich nur wenige Sturm lustige. Um so größer war der Durst; denn es war ein schwüler Tag. Bei einbrechender Dunkelheit begann es zu weiterleuchten.

Florian Geyer stand gedankenvoll an dem Fenster seines Stübchens im Pfarrhause. Die Vorkehrungen gegen den Henneberger und den Markgrafen Kasimir waren beschloffen. Die Entscheidung aber, die so lange hingezögert worden, lag im Westen. Florian Geyer erwog noch einmal im Geiste alle Vortheile, welche die feste Stellung bei Krautheim bot, sowie die Kriegstüchtigkeit der häuerlichen Heerhaufen.

Eben ließ das Wetterleuchten die Kirche wieder hell aus der Finsterniß auftauchen. Da sah er zwei in Mäntel gehüllte Gestalten über den Platz kommen. Eine Sekunde später hatte sie die Dunkelheit verschlungen. Dann öffnete sich geräuschlos fast die Stubenthür und Florian Geyer fragte, sich schnell umwendend: „Wer da?“

„Nach keinen Lärm,“ entgegnete eine gedämpfte Stimme, die Florian bekant dünkte. „Es darf niemand erfahren, daß ich hier bin.“

Florian Geyer griff nach der Zunderbüchse und schlug Licht. Schon bei dem blauen Flämmchen des Schwefelsabens erkannte er, daß er sich nicht geirrt hatte: sein später Gast war Wilhelm von Grumbach. „Und der andere?“ fragte er, ihm kühl die Hand reichend.

„Er wartet vor dem Haus auf mich,“ antwortete Wilhelm leise. „Es ist Thes Lang, mein Reifknecht, den Du kennst.“

„Leider! Nun jehe Dich. Du kannst laut reden, denn es hört Dich keiner. Was führt Dich zu mir? Du kommst vom Marienberge?“

Wilhelm von Grumbach erhob jedoch seine Stimme nicht über den Flüsterton, indem er, an den Tisch sich setzend, erwiderte: „Ich bin dessen nicht so gewiß, ob nicht jemand vor der Thür lauscht.“

„Du hast ein schlecht Gewissen,“ meinte Florian Geyer mit einem Achselzucken.

Sein Schwager antwortete darauf nicht. Er wußte nur zu gut, daß es Dr. Steinmeß war, dem man auf dem Schlosse, so lange dasselbe noch nicht scharf bewacht war, die genauen Nachrichten über alles, was im Rathe und Heere der Bauern vorging, schuldete. Er hätte Zeugen dafür genug stellen können, hatte man doch auf dem Marienberge oft genug über die Vertrauensseligkeit der Bauern-Hauptleute sich lustig gemacht. Aber es gebrach ihm jetzt an Zeit, auf den Verrath des Pfarrers einzugehen und Florian Geyer würde diesem die Zeugen nicht haben gegenüberstellen können. Er begnügte sich mit der Vorsicht, fortwährend leise zu sprechen.

„Was wünschst Du also von mir?“ wiederholte Florian Geyer seine Frage.

„Ich verließ das Schloß unter dem Vorwand, Hilfe herbeizuschaffen —“ antwortete Wilhelm von Grumbach, und Florian Geyer vollendete den Satz: „die Ihr sehnlichst, aber vergebens erwartet. Wir wissen es; denn wir haben des Domprobst Voten abgefangen.“

„Wir vermutheten es. Nun gut, ich kam, um mit Dir ein vertraulich Wort zu reden. Du wirst darüber schweigen, ich weiß es; doch gib mir Dein Wort darauf.“

„Du forderst zu viel. Ueber alles, was nur Dich allein betrifft, werde ich schweigen; darüber hinaus binde ich mich nicht!“

„Das genügt mir,“ erwiderte Wilhelm von Grumbach. „Ich erbot mich also, Hilfe zu holen. Denn Eure Kugeln haben uns manchen Knecht und Edelmann gefoßt, und die Geistlichen haben wohl Muth und Willigkeit, aber sie halten

den schweren Dienst Tag und Nacht mit aus. Dazu beginnt uns das Wasser auszugehen. Seit zwei Tagen müssen wir allbereits mit Wein kochen. Meine Haut für den Bischof zu Markt zu tragen, hab' ich von Anfang an keine Lust verspürt. Du weißt, daß es mich stets gewürmt hat, bei den Kutten zu Lehen zu gehen, vollends jetzt, wo der Bischof sich in Sicherheit gebracht hat und uns stecken läßt. Das ist auch eine Hörigkeit durch die Geburt. So hat mir denn droben der Sickingen allweg im Sinne gelegen. Die Gelegenheit, frei zu werden, dünket mich günstiger als damals. Kurz und gut, ich will zu Euch treten, wie der Gök, der Wertheim, der Henneberg, die Hohenlohe, die Löwensteiner und andere mehr."

"Es freut mich, daß Du endlich zur Einsicht gelangt bist," antwortete Florian Geber und strich sich über Stirn und Augen, um das Bild seines Weibes, an das sein Schwager ihn lebhaft erinnerte, hinwegzuweisen. „Ja, Lieber, es entsteht eine neue Welt, in der Dein Wappenschild nur noch ein eitles Zierrath ist und des Adels Vorrechte nicht mehr gelten. Willst Du wirklich ein Bürger dieser neuen Welt werden? Bist Du entschlossen, Gut und Blut an die Gemeinfreiheit zu geben?"

"Ja, das bin ich, und wenn die Gemeinfreiheit der Teufel wäre," riefte Wilhelm.

"Die Herrenfreiheit ist des Teufels," rief Florian Geber streng. „Kennst Du die Artikelbriefe?"

"Der Gök und Euer Ausschuß haben sie ja auf's Schloß geschickt. Uebrigens stand der Gök auch, ich weiß nicht wegen welchen Grundstüdes, im Lehnsverhältniß zum Bischof. Er hat ihm aufgesagt, freilich erst, als er schon vor dem Frauenberg lag."

"Das wirst auch Du thun müssen, oder vielmehr Dein Bruder Hans als Haupt der Grumbach's, wenn Ihr in unseren Bund tretet," bemerkte Herr Florian.

"Mit dem Hans ist nichts anzustellen, so lang er auf dem Schloß ist," zuckte dessen Bruder die Achseln. „Einstweilen tret' ich allein in den Bund."

"Du bist also ernstlich gesonnen, Dich auf unseren Artikelbrief zu verpflichten und ihn zu beschwören?"

"Ja, mit jedem Eide, den Du verlangst, wenn ich dadurch des Bundes Hilfe in allen Fährlichkeiten theilhaftig werde, wie er der meinigen."

"Natürlich beruht der Bund auf Gegenseitigkeit," bemerkte Florian Geber. „Den Eid kann ich Dir jedoch jetzt nicht abnehmen; denn dazu bedarf es der Schwurzeugen."

"Es eilt ja nicht damit," äußerte Wilhelm leichtthin.

"Ich werde von Rimpar aus an den Ausschuß schreiben. Nach Würzburg trau' ich mich vorläufig nit; ich bin dort zu bekannt. Du kennst das Fischerhaus halbwegs zum Burtharder Thor? Wir haben dort unsere Pferde eingestellt. Der Mann will uns übersetzen. Nur einen Schutzbrief hätt' ich gern gleich gehabt."

"Einen solchen könnte ich Dir als oberster Hauptmann der Schwarzen Schaar ausfertigen, so Du Dich durch Handschlag dem Fränkischen Bruderbunde geloben und allen seinen Befehlen und Anordnungen nachleben willst. Du gelobst es?"

"Ich gelobe es," sprach Grumbach und bekräftigte es durch feierlichen Handschlag.

Florian Geber stellte den Schutzbrief aus, übergab ihn seinem jungen Schwager und sagte ernst: „Du bist jetzt gebunden. Du wirst gut thun, so wie Du heimkommst, Rimpar und Eure anderen festen Häuser in den besten Vertheidigungszustand zu setzen. Der Ausschuß hat an alle verbrüdernten Gemeinden einen Aufruf erlassen, durch welchen alle Männer bis zum vierzigsten Jahre unter die Waffen gerufen werden. Ich werde Dir das Ausschreiben zugehen lassen, da Du jetzt ein Mitglied des Bundes bist. Sorge dafür, daß es auf dem Gramschager Walde bekannt und befolgt wird. Es gilt einen entscheidenden Schlag gegen unsere Feinde. Adies, grüße mir mein liebes Weib. Ich komme so bald wie möglich nach Rimpar. Bis jetzt konnte ich mir die Zeit dazu nicht abmüßigen, so gern ich's auch gemocht hätte."

Er reichte Wilhelm die Hand, nicht wärmer als bei dem Empfang. Denn, abgesehen von den selbstfüchtigen Beweggründen seines Uebertrittes, mißfiel es seiner ritterlichen Denkweise, daß Wilhelm seine bisherigen Freunde just in ihrer Noth verließ. Der junge Grumbach hüllte sich tiefer in seinen Mantel, den er gar nicht abgelegt, nachdem er seinen Dolch in der Scheide gelockert hatte. Sein Schwager trat mit erhobenem Lichte in die Stubenthür, um ihm über den Flur zu leuchten. Er ging erst, als er sich überzeugt hatte,

daß die Thür des Dr. Steinmeh geschloffen war. Mit leisen raschen Schritten verließ er das Haus.

### Sechstes Kapitel.

Die Herren auf dem Marienberge saßen beim Frühstück, nicht in rosigter Laune. Die Kartauen fuhren fort, an den Mauern zu rütteln, und keine Nachricht von Heidelberg, keine Aussicht auf Entsatz! Schon mußte man den Kühen und Pferden das Wasser verkürzen. Auch die Hoffnung, daß der Abzug des Evangelischen Heeres, den der Wächter des Berchfrid erspäht, eine Folge des Zertwürfnisses unter den Bauernführern sei, ergab sich als trügerisch. Adam von Thüngen hatte sich mit Zeisolf von Rosenberg und noch einigen Rittersn und Knechten noch selbigen Tages auf Kundschaft begeben, war aber von dem Dorje Hochberg aus mit so gutgezielten Büchschüssen empfangen worden, daß er sein Heil hinter sich suchen mußte. Die Würzburger hatten das Dorf wenige Stunden nach dem Abzuge besetzt, und der wackere Viertelsmeister und Birth zu der Schleyen, Balthasar Würzberger, befehligte sie.

Die Unterhaltung schlich wie eine Almosen heischende Bettlerin an der Morgentafel um. Selbst Philipp von Finsterlohr hatte seinen Humor eingebüßt. Ein Knecht überbrachte dem Domprobst Friedrich ein Papier, das an dem Volzen einer Armbrust befestigt war. Er hatte es im nördlichen Schloßhofe gefunden. Die abgespannten und verdrossenen Mienen der Herren belebten sich. „Es ist ein Manifest der Hauptleute, verordneten Rätthe und der Versammlung der Landschaft von Franken unter ihrem und der Stadt Würzburg Siegel," erklärte der Domprobst Friedrich, nachdem er das Blatt auseinandergerollt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

### Bu Tolstoi's 70. Geburtstag.

Bei Schulte, Unter den Linden, ist zur Zeit eine Sammlung von russischen Gemälden zu sehen. Die Bilder stammen aus Privatbesitz. Sie sind, wie russische Kunstwerke im allgemeinen, sonst schwer zugänglich. Diesmal entschloß man sich, mit einer größeren Zahl bildlicher Darstellungen nach dem Abendland zu gehen. Man beschickte die Ausstellung in Deutschlands Kunstmetropole München; und bevor die Gemälde heimwärts gefandt wurden, sind sie für eine Weile auch in einem Berliner Kunstsalon zur Schau gestellt.

Das auffällige in dieser Ausstellung ist: die Bilder weisen nicht, wie man vielleicht erwarten konnte, ganz besondere nationale Merkmale auf. Sie sind oder sie könnten eben so gut westländisch sein.

Anderß spricht die besondere Kultur unseres mächtigen Nachbarreiches aus den russischen Literaturdenkmälern; in der Literatur sind die modernen Russen zu eigenem Leben, zu eigener Bedeutung gelangt; in der Literatur sind sie selbstschöpferisch geworden und damit erst haben sie in der internationalen Geisteswelt feste Geltung gewonnen. Was also an intimsten Kräften in der russischen Volksseele lebt, Klagen und Sehnsucht, Gedanken und Empfindungen, wie sie das Herz des heutigen Rußlands bewegen, ist in den Werken der Dichter, nicht in denen der Bildner ausgesprochen. Selbst der seine Erzähler Turgenjew wird seiner Heimath im umfassendsten Wortsinne niemals fremd, wiewohl er lange Jahre in Paris verbrachte und stets für die Aufnahme abendländischer Kultur in Rußland eintrat. Wieso sich derart einseitig die regste geistige Kraft der Nation auf literarisch-künstlerische Erzeugnisse warf, woher der Abstand zwischen Literatur und bildender Kunst, das zu unteruchen wäre sehr interessant. Aber uns hier ist das russische Reich noch zu fremd. Noch giebt es in seiner geistigen Gliederung, seinem sozialpolitischen Dasein uns viel zu lösen. Vieles ist uns Geheimniß.

Im Literar-künstlerischen selbst hat man in Rußland noch nicht das schwierigste überwunden. Vergleichsweise am selbstständigsten entwickelt hat sich die episch-erzählende und die lyrisch-epische Form. Es giebt keinen wirklich großen national-russischen Dramatiker, aber innerhalb des geistigen Verkehrs der Nationen haben die Russen in unserem Jahrhundert für Anregungen, die sie empfangen, mit reichlichen Anregungen ihrerseits gelohnt. Frühzeitig, fast früher als in Deutschland, standen Vermittler für diese neu-russische Literatur in Frankreich auf, Uebersetzer und Essayisten; und einzelne unserer heute noch gangbaren deutschen Uebersetzungen sind leider nicht nach russischen Originalen geschaffen, sondern nach dem Französischen erst gewonnen.

Zu den glänzenden Namen neu-russischer Literatur zählt auch der des Grafen Lew Nicolajewitsch Tolstoi auf Jasnaja Poljana. Dort ist Tolstoi am 9. September vor siebzig Jahren geboren worden und in diesen Tagen wird seiner weit über Rußland hinaus gedacht werden.

Langsam und dann wieder sprunghaft hat die Geistesgeschichte dieses merkwürdigen Mannes sich entwickelt. Er besuchte die Universität zu Kasan, nichts schien auf seine besondere Karriere

vorzubereiten. Er blieb passiv, wie so viele seiner russischen Standesgenossen. Plötzlich, für die Seinigen unvermittelt, faßte er den Entschluß, sich der Militärkarriere zu widmen. Er wurde Offizier und nahm an Krimkrieg theil. Im Lager- und im Kriegesleben scheint der innerliche Mensch Tolstoi gereift zu sein. Hier scheint sich in ihm vorbereitet zu haben, was ihn später zum Moral-ethiker von solchem geistigen Einfluß machte, daß an einzelnen Stellen heute behauptet wird, auch im gegenwärtigen Friedensmanifester des Zaren sei ein Hauch Tolstoi'scher Wirksamkeit zu verspüren gewesen.

Die Waffen legte Tolstoi fortan ab. Er griff zur Feder. Unter den kleineren Erstlingsnovellen Tolstoi's giebt es eine reizvolle Erzählung. Es war in der Schweiz. Tolstoi traf in einem bevorzugten Fremdenort einen armen Teufel, der ihn interessirte. Aber der Mensch sah der Kleidung und Haltung nach „reduziert“ aus, wie man so prächtig zu sagen pflegt. Er war einer der Geduckten; und die reichen Hohlköpfe im vornehmen Hotel wie deren aufgeschlafene Bedienten hätten das Männchen sicherlich nicht verwiesen. Aber Tolstoi, nicht faul, nahm seinen neuen Bekannten mit in den Saal, trotz aller Laffen und trotz des Nasenrumpfs der Kennner. Eine an sich unheimliche Sch- Erzählung ist ohne Selbstnennung wiedergegeben, und aus dem kleinen Kunstwert schon Klingt die melancholische Mitleidsbetrachtung wieder, wie sie später das treibende Element Tolstoi'scher Dichtung werden sollte und wie sie ein Grundzug neu-russischer Literatur im allgemeinen ist. Der Ultrismus, die Mitleidsphilosophie erscheint wie ein geistiges Gegengewicht gegen die Gewaltthoren, gegen den Regierungsdruck und die Sünden eines absoluten Willens. Es ist die Tugend eines schwer beladenen und häufig resignirten Stammes, die sich hier entwickelt hat.

Ein großer angelegter Plan tauchte in Tolstoi auf, als er der Schicksale jener Verbannten gedachte, die als „Aussatändige und Verschwörer“ eine Zeit härtester Verfolgung zu bestehen hatten. Es war eine Massenvertreibung; ein dunkles Kapitel russischer Geschichte. Der Roman „Die Decabristen“, den Tolstoi schaffen wollte, blieb Fragment; das Bruchstück wurde vor etwa acht Jahren in der Berliner Zeitschrift „Freie Bühne“ auch deutsch veröffentlicht.

Während Tolstoi an den „Decabristen“ arbeitete, beschäftigte ihn immer lebhafter ein anderer Gedanke. Erfahrungen und Empfindungen aus seiner eigenen Kriegszeit, Gestalten aus seiner Jugend tauchten vor ihm auf, sie gewannen ein neues Dasein, und 1865 gab der 37jährige sein erstes Hauptwerk, das umfassende, großgegliederte Epos, oder meinetwegen auch den Roman „Krieg und Frieden“ heraus. Hier in den Kulturbildern und Darstellungen aus napoleonischer Zeit bleibt nicht mehr eine troden-lehrhafte Tendenz übrig, wie etwa in dem Roman „Die Waffen nieder!“ der Frau Suthner. Alle Empfindung ist in künstlerische That umgesetzt. Um so wirksamer bricht der moderne Ideengehalt hervor; der Krieg, die napoleonische Legende verlieren ihren heroisch-aufseuernden Zug, ihre Zurückbarkeit bleibt übrig.

„Krieg und Frieden“ übte in Rußland eine Wirkung aus, die wir heute und nicht mehr vorstellen können. Sie war stärker, als die des zweiten großen Romans „Anna Karenina“.

Da trat wieder ein jäher Umschwung bei Tolstoi ein, das war zu Anfang der 70er Jahre. Die Art seiner literar-künstlerischen Wirksamkeit befriedigte ihn nicht mehr. Ist schon anderswo, Dank dem wirtschaftlichen Druck, die Zahl der Leser, die mit Verständnis und Miße dem künstlerischen Schaffen ihrer Zeit folgen können, verhältnismäßig gering, um wie viel enger mußten diese Kreise im rückständigen Rußland sein. Tolstoi wollte nun die Volksseele erobern. Er wurde Agitator in seinem Sinn und verachtete seine frühere dichterische Thätigkeit. Er wurde Moral-Ethiker. Der Sprößling aus begütertem Adelsgeschlecht predigte Aflse und sein Ideal wurde die urchristliche Gemeinschaft. Er gab eine Reihe von Volksschriften heraus und schließlich wollte er durch persönliches Beispiel lehren. Er selbst wollte den Ader bebauen und sich seine Schuße nähern. Vor sozialdemokratischen Lesern braucht dies „Wähnen Tolstoi's“ nicht in seinen irrhümlichen Voraussetzungen näher beleuchtet zu werden. Es führte ihn selbst zu mannigfachen inneren und äußeren Widersprüchen; und es trug ihm ungerecht schiefe Urtheile ein, wie eins von ihnen in einem Buche vorhanden ist, das eine Dame aus der Umgebung Tolstoi's verfaßt hat. Ein kleinlich klatschlüsterndes Weib hat nach menschlichen Schwächen, die es zu beobachten Gelegenheit hatte, eine gehässige Skarrikatur Tolstoi's entworfen.

Wodte man in den Kreisen der Standesgenossen und der Gebildeten über den Sonderling Tolstoi verwundert den Kopf schütteln, im weichmüthigen, bedrückten, zur Religionsfektirerei geneigten russischen Volk waren für Tolstoi's Propaganda genug Vorausbedingungen geschaffen. Die optimistische, nach vorwärts drängende Sozialdemokratie wird sicherlich nicht nach primitiven Kulturverhältnissen seufzen, selbst wenn eine neue Kulturerrungenschaft, ein neues technisches Werk im Augenblick Schaden und Bedrängniß bedeutet, weil sie ausgebeutet werden. Aber bei Leuten, die dumpf dahinleben, fern der modernen Kultur, wird welschlüchtige Sehnsucht leicht wach. Daher die praktischen Erfolge Tolstoi'scher Propaganda in Rußland.

Künstlerblut indessen kann nicht völlig unterdrückt werden. In den achtziger Jahren kehrte Tolstoi wieder zum literarischen Schaffen zurück. Es erschien das ergreifende Drama „Die Nacht der Finsterniß“, das von der „freien Bühne“ zum ersten Male in Deutschland auf-

geführt wurde. Der „Moralist“ Tolstoi wollte hier auch in erster Reihe sich Geltung verschaffen; aber nicht er, der gestaltmächtige Dichter greift an die Seele. Die Macht der Finsterniß gehört zur sozialen Anlageliteratur. Zola's Schrei „Ich klage an!“ tönt auch aus diesem Drama hervor. Tolstoi klagt hier die Gesellschaft an, seine russische Gesellschaft, die das Volk in Finsterniß und Verwahrlosung verkommen läßt. — Ueber die Lächerlichkeiten und Bespreiztheiten derselben Gesellschaft, über ihren Bildungssinnel und den dünnen Kulturfirniß macht sich eine weit schwächere Komödie, ein satirisches Lustspiel Tolstoi's lustig.

Die dramatischen Veruche Tolstoi's blieben vereinzelt. Im technischen Sinne ist Tolstoi nichts weniger als ein Meister der dramatischen Kunstform. Was in der Nacht der Finsterniß so erschütternd ist die Wucht der Anklage und das düster-große Pathos des Werkes.

Zum Sensationsbuch wurde eine der relativ jüngsten Arbeiten Tolstoi's, die „Kreuzersonate“. Nicht der Form, als vielmehr ganz unkünstlerisch dem rein Stofflichen galt die allgemeine Sensation. War schon in den „Früchten der Zivilisation“, der vorher erwähnten satirischen Komödie die dichterische Absicht hart an die Grenze gelangt, von der aus man völlige Flucht zur Einfalt, völliges Verwerfen all' unserer aufgeblähten Zivilisation predigt, so ging Tolstoi in der Kreuzersonate als moralischer Eiferer noch weiter. Fast bis zum Heilsruf: Unterdrückt alle Fleischlichkeit, ihr Erdgeborenen, wolt ihr der Seligkeit theilhaftig werden! Wiederum das doppelte Gesicht, dem man in unserer gesammten Anlageliteratur so häufig begegnet. Meisterlich charakterisirt ist das Gesellschaftsbild hier an einem Beispiel typisch-bürgerlicher, unreinlicher Ehe. Aber es erfolgt keine positive Antwort, was statt der Prostitutions-Ehe zu setzen sei. Nur ein Hinweis auf mündliche Abtödtung ist gegeben, oder im günstigsten Sinne, wie unbedingte Tolstoi-Berehrer annehmen, die Mahnung: Strebt nach idealer Keuschheit hin!

Tolstoi's eigenes Leben hat ihn zu Schrullen, inneren Widersprüchen und Inkonssequenzen geführt. Man muß sich bei seinen Dichtungen, namentlich bei denen des hohen Alters, an den künstlerischen, nicht an den sozial-ethischen Inhalt klammern. Ein zukunftsreiches Geschlecht wird man nicht auf ein Ideal todtmüder Aflse vertrösten dürfen. Sehnsüchtig hat sich Tolstoi ans Volk gewandt; aber die Prophetennatur in Tolstoi ist rückwärts gewandt. Auch sein starkes dichterisches Vermögen giebt Zeugniß ab für einen Gesellschaftszustand, innerhalb dessen die Westen am Ende in der Lebensflucht die Reform und den Segen für alle erblicken. Das neu-soziale Mühen setzt den Preis: Erobert die Lebensgüter in kampfrendiger Genossenschaft. Der soziale Wehgejang Tolstoi's eifert: Vereint Euch in Armuth und werft sie von Euch, die Lebensgüter. Zwei Weltanschauungen von unüberbrückbarem Widerspruch! —

Alpha.

### Kleines Feuilleton.

— Der Bops im Postwesen. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: „Ich habe an einem Postschalter der deutschen Reichspost eine deutsche Reichs-Postkarte für 5 Pf. gekauft, um einem Freunde eine Mittheilung zu machen. Ein paar Minuten darauf fällt mir indessen ein, daß ich diese Mittheilung schicklicher Weise nicht per Postkarte machen kann. Da ich aber zufällig ein Rouvert bei mir habe, stecke ich meine Visitenkarte in dasselbe und gehe an den Schalter, um mir die Postkarte gegen eine Fünfspennigmarke umzutauschen. „Verdauere!“ schallt es mir entgegen, „das geht gegen meine Instruktion. Wir dürfen weder umtauschen, noch das Geld zurückergeben!“ „Halt,“ denke ich mir, „der deutschen Reichspost werde ich schon diese Ungefälligkeit heimzahlen!“ Ich stelle mich an das Schreibpult, schreibe eine xbeliebige Adresse auf die Postkarte und gehe noch einmal an den Postschalter, wo mir nun die beschriebene Postkarte gegen eine Fünfspennigmarke unweigerlich ungewechselt wird. Also erster Bops: vollverhigige Postkarten werden nicht zurückgenommen, entwerthete jedoch für den vollen Kaufwerth! — Ein andermal habe ich eine entwerthete Postkarte, d. h. also eine verschriebene, die ich nicht mehr gebrauchen kann und die ich daher am Postschalter gegen eine neue Postkarte umtauschen will. Aber das geht nicht! Der Beamte erklärt mir, daß er nur befugt sei, das Geld oder andere Postwerthzeichen dafür zu geben. „Nun, so geben Sie mir das Geld dafür!“ sage ich und erhalte 5 Pfennige, die ich sofort mit den Worten wieder hinlege: „Und für diese 5 Pf. bitte ich um eine Postkarte“, die ich von dem ganz verpfleg dreinschauenden Beamten auch erhalte. Jetzt erkläre mir ein Mensch den Zweck und die Ursache dieser Bestimmungen! —

### Theater.

—r. Die Winteraison des Osiend-Theaters hat am Mittwoch Abend begonnen. Wenn Direktor Weiß diese Neuigkeit seinem Publikum nicht in einem besonderen Prolog verkündet hätte, es wäre wahrhaftig nichts davon gewahrt worden; hat doch der Musentempel des Frankfurter Viertels selbst in den schwülsten Augusttagen Abend für Abend offen gestanden! Zur Feier des Tages gab es ein neues Stück: „Schlunz sel. Wittve“, Gelegenheitsburleske in drei Akten von O. Haneld, bearbeitet von Joseph Dill. Der Name des Stückes sagt nichts zur Sache, denn mit dem bekannten Geschäftsunternehmen von ähnlichem Klang hat es nicht mehr Gemeinschaft, als der bekannte Kolonialwaren-Graf aus Sudermann's „Ehre“. Als Held der überaus harmlosen

Posse fungirt der unverwundliche Theaterlebemann, der sich als Rentner zur Ruhe gesetzt hat und ledig aller Pflicht nur ein kreuzfideles Dasein zu führen beabsichtigt. Wir sehen den ehemaligen Hoffreier Rindemann in mannigfachen Abenteuern verwidelt; am spazigsten kam es dem Publikum vor, als ihm in Gesellschaft von Ballettösen plötzlich die Lampe ausging, und der gefürchtete Geist seiner Schwiegermutter Schlund, von einem Witzbold dargestellt, vor den dampfender Augen des Freiers in die Erscheinung trat. Eine Anzahl Komplets von unanständiger Qualität gaben dem Stücke die übliche Länge, und da die Mitwirkenden recht brav spielten, so fehlte es nicht an Beifall. Ganz besonders wurde Herr Dill, der Darsteller des Hoffreiers, ausgezeichnet, neben ihm erwarben sich die Herren Burgas und Felch, sowie die Damen Lid, Winter und Paldy wohlverdienten Applaus. —

### Erziehung und Unterricht.

gk. Dänische Volkshochschulen. Die „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“ besagt es in ihrer letzten Nummer, daß fremde Völker die Vorbilder für ihre neu zu errichtenden oder umzugestaltenden Schulen heute selten noch in Deutschland suchen. Die landinabrischen Länder sind mehr und mehr in den Vordergrund getreten. So haben die dänischen Volkshochschulen in den letzten 10 Jahren eine große Entwicklung durchgemacht. Im Jahre 1864 gab es 20 Volkshochschulen, 1896 aber waren es bereits 71 reine Volkshochschulen und 14 landwirtschaftliche und Gartenbauhöfen. Etwa 6000 junge Männer im Alter von 18—25 Jahren, junge Mädchen und Frauen, aber auch ältere Leute, die alle aus einfachen ländlichen Verhältnissen stammen, werden jährlich in ihnen unterrichtet, nicht nur in der Landwirtschaft und den verwandten Fächern, sondern vor allem in Geschichte, Heimathkunde, Bürgerkunde. Der Staat verausgabt für die Volkshochschulen im ganzen jährlich 300 000 Kronen; er läßt ihnen aber die größtmögliche Freiheit, er hat nur einen Aufsichtsbeamten zum amtlichen Bericht über die Schulen eingesetzt. Eine große Zahl von sehr verschiedenartig vorgebildeten Lehrern unterrichtet an ihnen; im Jahre 1892—93 waren es z. B. insgesammt 335. —

### Urgeschichte.

kg. Die Heimath der Indogermanen. Dem jetzt so viel behandelten Problem versucht Weber in seinen letzten „Werbischen Beiträgen“ in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie mit sprachwissenschaftlichen Gründen beizukommen. In allen indogermanischen Sprachen geht die Bezeichnung für den Winter auf dieselbe Wurzel zurück, die eigentlich „treiben“ bedeutet und auf Schneefürne hinweist. Dagegen bedeutet Sommer die zweite (b. h. die weniger wichtige) Hälfte des Jahres. Die Indogermanen lebten hiernach in einem Lande, in dem ein rauher Winter die erste Rolle spielte. Andererseits finden sich bei allen ihren Stämmen die „Zwölften“, die zwölf heiligen Tage, deren Verlauf noch heute im Volke als besonders bedeutend für die zwölf Monate des Jahres gilt. Die Indogermanen rechneten aber nach Mondjahren zu 354 Tagen, blieben also hinter dem Sonnenjahr um 12 Tage zurück. Die Einschlebung der zwölf Tage ist wahrscheinlich ein praktisches Mittel, das Mond- und Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen. Die Indogermanen standen aber nicht auf einer Kulturhöhe, die sie befähigt hätte, selbständig solche Berechnungen anzustellen. Die Kalenderreform setzt daher die Nachbarschaft semitischer Völker, denen sie diese Einrichtung entlehnen konnten, voraus, und zwar der nördlichen Semiten, der Babylonier. Auch die Bedeutung, die die Zahlen 12 und 60 in den europäischen Zahlensystemen haben, die Gemeinsamkeit der Bezeichnungen für die Zahlen 6 und 7 bei Semiten und Ariern lassen auf eine solche Nachbarschaft schließen. Beide Indigien, der rauhe Winter und die Nachbarschaft der Babylonier führen direkt auf Armenien als Heimath der Indogermanen. Für diese Vermuthung spricht noch folgendes: Als gemeinsames Gut der Indogermanen erscheint das Götterpaar der Dioskuren, der vedischen Aswin. Dieser Name bedeutet „die beiden Reiter“; das Reiten muß also in dem Lande, das den Indogermanen als Wohnsitz diente, in voller Uebung gewesen sein, das Land muß es gestattet haben. Auch dies würde für das von Alters her durch Pferdezücht hochberühmte armenische Hochland stimmen. —

### Medizinisches.

— Wann nimmt man am besten Medizin? In der „Revue de Thérapie“ giebt E. Vogt folgende Aufschlüsse über die Zeit, die für das Einnehmen von Medikamenten am geeignetsten ist: Die meisten Arzneimittel können ohne Nachtheil genommen werden, wie und wann man will, nüchtern, vor und nach der Mahlzeit. Führt man aber eine reiz erregende Substanz dem Magen zu, so ist es wichtig, solche in nicht zu kleinem Volumen zuzuführen; ist ein solcher Körper in Wasser löslich, so giebt man eine stark verdünnte Lösung, ist er unlöslich, so giebt man ihn mit der Mahlzeit. Auch die Form der Arzneimittel ist von Wichtigkeit; so können harte Pillen den Magen nüchtern beibringen, reizen, ebenso Oblaten-Kapseln, deren Inhalt sich im Magen zunächst auf einen begrenzten Raum verbreitet. Giebt man solche Kapseln z. B. von Natriumsulfat aber mit der Mahlzeit, so verdünnt sich der Inhalt sofort mit der Nahrung und kann keine lokale Reizung der Magenschleimhaut hervorrufen. Will man dagegen eine rasche Wirkung, so giebt man das Arznei-

mittel in den nüchternen Magen, aber immer verdünnt, weil derselbe für starke Lösungen empfindlich zu sein pflegt. Viele wirken hindernd oder verzögernd auf die Verdauung, wie z. B. Chloroform, Naphthol, Saccharin; es ist deshalb wichtig, sie zu verabreichen, wenn das Verdauungsgeschäft schon oder fast vorüber ist. Hierher gehören auch die Metallsalze, die Jodüre und Bromüre, die mit viel Wasser entweder nüchtern früh oder spät abends zu nehmen sind. Quecksilbersalze reizen die Magenschleimhaut; man giebt sie in verdünnter Lösung früh nüchtern. Daß Calomel mit Kochsalz sich theilweise in Sublimat umsetzt, kann der Verfasser nicht glauben, jedenfalls braucht man hiervon Unfälle nicht zu befürchten. Auch sonst soll eine scharfe Beobachtung vor Zerkümmern schützen. Ein Glas China-Wein vor der Mahlzeit gegeben, ruft im Magen eines Kindes eine leichte Alkoholerregung hervor, und man muß sich hüten, das gleich für die stärkende Wirkung der China zu nehmen. Deshalb ist es besser, solche Weine nach der Mahlzeit zu geben. Bittere Schnäpse muß man in dem Augenblick nehmen, in dem man sich zu Tische setzt, nicht eine halbe Stunde vor der Mahlzeit. Leberthran vor der Mahlzeit zu geben ist nicht klug; wozu auch den Magen, dessen Wänden man eine verdauende Wirkung eben zumuthet, mit Del überziehen? Drum giebt man Leberthran nach dem Essen, oder wenigstens eine Stunde vorher. Natriumbicarbonat, vor der Mahlzeit genommen, bewirkt eine übergroße Auscheidung von Verdauungssäfte, nach der Mahlzeit stumpt es das Uebermaß von Säure ab. —

### Astronomisches.

— Ein neuer Planet ist am 13. August von dem Astronomen der Urania-Sternwarte in Berlin, G. Witt, und gleichzeitig von dem Astronomen Charlois auf der Sternwarte in Nizza, von beiden auf photographischem Wege aufgefunden worden. Nach einer genauen Berechnung des Herrn Dr. Verberich vom astronomischen Observatorium in Berlin bewegt sich der Planet in einer stark elliptischen Bahn zwischen Erde und Mars mit einer Umlaufzeit von 645 Tagen. Seine mittlere tägliche Bewegung beträgt 2010 Bogensekunden, während diejenige des Mars nur 1886 ist. Er kam der Erde bis auf 3 000 000 Meilen nahe kommen, was bei keinem anderen Körper unseres Planetensystems, von unserem Monde abgesehen, der Fall ist. Seine Helligkeit wird zur Zeit seiner größten Annäherung an Sonne und Erde die eines Sternes 6. Größe sein, während er gegenwärtig nur 11. Größe ist. Daß der Planet früher noch nicht gesehen wurde, ist schwer zu erklären; wahrscheinlich ist er erst in neuerer Zeit durch irgend welche störende Einflüsse eines der großen Planeten in unser Planetensystem gekommen und eigentlich extrasolarer Ursprungs. —

### Humoristisches.

— Kinderworte. Mutter (strenge): „Johnny, wo ist das Stückchen Kuchen, das hier gelegen ist?“ — Johnny: „Das habe ich einem hungrigen Kinde gegeben.“ — Mutter: „Du lieber süßer Junge! Komm, laß Dich küssen. Wer war denn dies Kind?“ — Johnny: „Ja, Mama.“ — „Meine Henne hat heute ein Ei gelegt,“ sagte des Pfarrers kleine Tochter. — „Und meine fogar zwei,“ jubelte des Dekans Jüngste. — „Oh, das ist noch gar nichts,“ triumphirte des Bischofs Kind. — „gestern hat mein Papa einen Grundstein gelegt!“ — Leneli, sehr zärtlich aufgelegt, eröffnet seiner Mutter: „Ich hett nüd dänkt, daß ich vum Storch zume sone liebe, liebe Mameli Gäm!“ —

### Vermischtes vom Tage.

— In Hamburg entstand am Mittwoch bei der Nikolikirche ein großer Speicherbrand. Der Schaden beträgt eine Million Mark. — Bei einer Revision der katholischen Kirche zu Hartau bei Sprottau wurde das Fehlen einer drei Zentner schweren Kirchenglocke entdeckt. — In der städtischen Gasanstalt in Brüssel beträgt der Gaspreis nur 10,4 Pfennige pro Kubikmeter für Leuchtgas, und 8 Pfennige für Gas zu gewerblichen oder Koch- und Heizzwecken. Die Gasanstalt liefert gegen 10 pCt. des Werthes als Jahresmiete sämtliche Gasloche und Heizapparate nach freier Wahl. Ferner werden Gasautomaten ohne Verrechnung einer Miete aufgestellt und die notwendigen Installationen unentgeltlich ausgeführt. — Die der Stadt Genf gehörigen, in Chèvres gelegenen Elektrizitätswerke sind niedergebrannt. Alle Maschinen sind zerstört. Genf ist ohne elektrische Beleuchtung. Die Werke waren im Jahre 1896 mit einem Kostenaufwande von 5 Millionen Franks gebaut worden. — In Lafenaz bei Genf starb im 70. Jahre der Maler Graf Léonard van de Kerckhove. Er selbst nannte sich stets nur Léonard. Er war ein Schüler Wierts' und ausgesprochener Revolutionär, was schon die Stoffe seiner Bilder bewies. Dem „Peuple“ zufolge war er es, der 1871 beim Sturz der Kommune Blanqui das Leben rettete. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 11. September.